

er deutlich macht, daß nicht der eine Teil auf dem anderen aufbaut (also nicht, wie man bisher vielfach meinte, die Veranlassung des Briefes und sein Hauptzweck dem zweiten Teil zu entnehmen sei), sondern daß beide Teile parallel nebeneinander stehen. Aus der strengen Zuordnung der beiden Hauptteile zueinander entnimmt B., daß es dem Brief nicht nur um die Lösung eines Einzelfalles geht, sondern daß der Einzelfall für die Gesamtkirche als paradigmatisch in der damaligen Situation der beginnenden Neubewertung der Einzlgemeinde ist.

Im dritten Teil seines Buchs wendet sich B. der Grundthematik des I. Klemensbriefes zu und zeigt, daß Kapitel 44 der Angelpunkt ist: Der Fall, daß Gemeindevorsteher abgesetzt wurden, obwohl sie ihr Amt untadelig versehen hatten. Die Autoritätskrise gefährdet das Gemeindeleben: „die institutionelle Sicherung der Autorität als solcher ist die theologische Mitte des Briefes“ (162). Diese Krisensituation hat der I. Klemensbrief zu bewältigen versucht, indem er die Tradition von der apostolischen Einsetzung des Amtes als apostolische Tradition von der Ordnung des Amtes weiter verwendete.

Während B. Altaner und J. A. Fischer im I. Klemensbrief bereits „den Anspruch Roms auf eine besondere Stellung unter allen anderen Gemeinden angekündigt finden“ schreibt B. nüchtern: „Da die absendende Gemeinde keine andere Autorität ansprechen konnte als die Empfängergemeinde, konnte der Verfasser wohl nicht umhin, in 44, 3 die Funktion dieser Gemeinde anlässlich der Einsetzung von Vorstehern zu erwähnen, um sie von daher in 54, 2 an ihre Wächterfunktion erinnern zu können“ (115). Die Gesamtgemeinde, die die Wahl der Vorsteher mitvollzogen hatte und die (47, 6) diese Vorsteher abgesetzt hatte, muß angeredet werden, um diese wieder aufzunehmen. Zum Verständnis dessen sollte man sich vor Augen halten (vgl. H. Kraft, *Die Kirchenväter* 1966, 4), daß in den antiken heidnischen Vereinen die leitenden Beamten satzungsgemäß nach einer festgelegten ein- oder mehrjährigen Amtszeit zurücktraten und durch Neuwahl ersetzt wurden. Warum sollte es in den Kirchengemeinden anders sein? Dagegen setzt der I. Klemensbrief seine Amtstheorie.

BUMPUS HAROLD BERTRAM, *The Christological Awareness of Clement of Rome and its Sources*. (XII u. 196.) University Press of Cambridge 1972. Ln.

Zeigt der I. Klemensbrief ein Christentum ohne Christus (D. Völter) oder findet sich in ihm bereits eine hochentwickelte Christologie (A. Harnack)? Vf. weist nach, daß keiner der beiden extremen Standpunkte richtig ist, daß Klemens vielmehr dem offiziellen Palästina-Judentum in seinen messianischen

Hoffnungen weit näher steht als man erwarten würde. Mit dem Hirten des Hermas und der Didache bekundet uns I. Klemens als einer der wenigen Zeugen eine jüdisch-christliche Theologie, die sich bald verlor, weil ihre Kategorien auf den jüdischen Kulturreis begrenzt waren und der griechischen Mehrheit in der jungen Kirche nicht besonders entsprachen. Beachtenswert die Feststellung (173), daß Klemens uns auch heute ein gültiges Beispiel gesunder Verschiedenheit in der frühen Kirche gibt. Bei ihm ist Christus weithin in den Kategorien der zwischen-testamentlichen literarischen Traditionen gesehen, deren Erbe er ist, und in deren Kontext er allein verstanden werden kann. Die sonst recht ordentliche Arbeit ist durch zahlreiche Druckversehen entstellt und ermangelt jeglicher Register.

Graz

Johannes B. Bauer

## DOGMAТИK

RAHNER KARL/SEMMELROTH OTTO

(Hg.), *Theologische Akademie*, Bd. IX. (128.) Knecht, Frankfurt/M. 1972. Kart. lam. DM 12.80.

Wie schon bisher ist es auch in diesem 9. Band weder möglich noch notwendig, einen inneren stringenten Zusammenhang der gesammelten Vorträge herzustellen. Daß sie an die aktuellen Fragen unserer Zeit gebunden sind und sich von daher als einheitliche Antwort verstehen, ist aber das unbestritten gemeinsame Verdienst. So bleibt immer aktuell die Frage, die O. Semmelroth in seinem Beitrag stellt: „Der Tod — wird er erlitten oder getan?“ Hier wird in der Antwort „die Lehre von den Letzten Dingen als christliche Interpretation des Todes“ erklärt, was nicht heißen soll, daß die endzeitlichen Ereignisse nur noch als „Interpretament“ Geltung hätten, sondern daß sich im Licht dieser Realitäten erst die personale Tiefe des Todesgeschehens, das Tat und Widerfahrnis zugleich ist, zeigt. — F. Lentzen-Deis stellt auch eine Alternativfrage: „Jesus — Rabbi oder Gottessohn?“ Die Antwort umfaßt die beiden wichtigen Ansätze jeder christologischen Fragestellung, die Pole des göttlich-menschlichen Mysteriums. Aus dem Stil und Inhalt der Lehre Jesu wird die Behauptung zurückgewiesen, er sei nur ein Rabbi gewesen. Der eigentliche Anspruch lautet, als Gottes Sohn zu lehren. Die Entwicklung der zentralen Frage aus der Lehrtätigkeit Jesu ist in dem Vortrag überzeugend dargestellt. — Auch hinter dem Thema von H. Bacht: „Interkommunion — das heiße Eisen“ müßte eigentlich ein Fragezeichen stehen. Gründe für und gegen die Interkommunion zeigen die dogmatische Offenheit des Problems. J. Fuchs greift ein anderes „heiße Eisen“ mutig auf: „Die Unauflöslichkeit der Ehe in Diskussion.“ Offizielle Theorie und Praxis in der Kirche, wie sie sich vor allem seit dem

12. Jh. an entwickelt haben, sind heute nicht überholt, doch ergeben sich aus einem tiefen personalen und funktionalen Verständnis der Ehe neue Motive, in die Diskussion um die Möglichkeit der Kirche in den Härtefällen vollzogener Christenehen einzutreten. — „Bietet die Kirche letzte Gewißheiten?“ fragt K. Rahner in seinem Vortrag, der gelegentlich einer Wiedergabe in Graz ernste Gegenfragen des Apostolischen Nuntius in Österreich einbrachte. Solche können aber nur dort auftreten, wo der prinzipielle Ansatz im Denken Rahners, die transzendentontologische Fragestellung, übersiehen oder nicht verstanden wird. Er geht für die Begründung der Möglichkeit „letzter Gewißheiten“ vom „Grundvertrauen auf den Sinn des Daseins“ aus und sieht jedes andere Vertrauen, auch das in die Kirche und ihre Autorität, von daher geprägt und getragen. Die Überlegungen wurden angeregt durch das provozierende Buch von H. Küng: *Unfehlbar? Eine Anfrage* (Einsiedeln 1970). „Bestreitet Küng die Unfehlbarkeit von „Sätzen“ — als grammatischen und kulturgeschichtlich geprägten Aussageformen —, so zeigt Rahner, daß die Artikulation des Grundvertrauens sehr wohl auf verbale Formen wie Worte und Sätze angewiesen ist. Darum muß auch die Kirche ihr Grundvertrauen, d. h. ihren Glauben an Jesus Christus in Sätzen objektivieren und gibt so dem Gläubigen tatsächlich „letzte Gewißheiten und Sicherheiten“, freilich ausgesagt in einer stets geschichtlich bedingten Begrifflichkeit. „Auch dogmatische Sätze sind analoge Sätze“ (125). Davon geben die hier gesammelten Vorträge bewußt oder unbewußt ein geschlossenes Zeugnis.

Graz

Winfried Gruber

GERKEN ALEXANDER, *Theologie der Eucharistie*. (260.) Kösel, München 1973. Brosch. Der theologische Umbruch, der mit diesem Jh. eingesetzt hat und dessen erste Ergebnisse im II. Vatikanum rezipiert worden sind, wird an kaum einer Stelle so sichtbar wie in der Theologie und Praxis der Eucharistie. Es genügt, auf die liturgischen Reformen sowie auf den Wandel der eucharistischen Frömmigkeit und Spiritualität hinzuweisen. Für viele Gläubige, aber auch für viele mit der unmittelbaren Verkündigung beauftragte Geistliche und Religionslehrer entstand dadurch eine gewisse Unsicherheit und Verstehensschwierigkeit. Die reiche Literatur, die zum eucharistietheologischen Neuanfang geführt hatte, war für sie kaum übersehbar, kaum zugänglich. Diesem Mißstand will der Franziskanertheologe A. Gerken, Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Phil.-Theol. Hochschule der Franziskaner und Kapuziner in Münster/Westf., abhelfen. Sein eigentliches Anliegen ist es, die heutige theologische Neuinterpretation des Altarsakramentes darzustellen, verständlich zu machen und Hinweise für die

pastoralen und liturgischen Konsequenzen zu geben. Er tut dies vor dem ausführlich entfalteten Hintergrund der biblischen und dogmengeschichtlichen Daten, die in den drei ersten Kapiteln vorgelegt werden.

Im Einklang mit der Mehrzahl der heutigen Theologen sieht er die „klassische“, d. h. nach Trient maßgeblich gewordene Eucharistielehre in der mit dem Eintritt der germanischen Völker in die Kirche zusammenhängenden Wende vom patristischen Bilddenken zum realistischen Objektivismus begründet. Damit war der Verlust der Kategorie des Realsymbols verbunden, so daß in der Folgezeit nur die Alternative einer mehr symbolischen oder mehr realistischen Interpretation gegeben zu sein schien. Die Option für den Realismus führte die kath. Lehre zu einer mehr oder weniger ausschließlichen Betrachtung der Realpräsenz, während dem ekklesiologischen Aspekt kaum Beachtung geschenkt wurde. Die Betonung des Opfercharakters der Messe gegenüber der reformatorischen Bestreitung machte komplizierte Meßopfertheorien notwendig, deren Fragwürdigkeit seit langem auf der Hand liegt. Vf. räumt ein, daß sich zwar die wesentlichen biblischen Intentionen durch die Dogmengeschichte durchgehalten haben, weist jedoch nachdrücklich darauf hin, daß die Dogmengeschichte gerade auf diesem Gebiet nicht als kontinuierliche Aufwärtsentwicklung verstanden werden könne, insofern die Theologie der Eucharistie seit dem Mittelalter unter einer bedenklichen Vereinsetzung gelitten habe. Ist sie erkannt und als solche nachgewiesen, kann man sich an eine Neuinterpretation aus dem Geist der Hl. Schrift und der Väter machen. Dies unternimmt G. im letzten und umfangreichsten Kapitel seines Buches (157–255). Dem dinghaften Substanzdenken der Scholastik stellt er seinen Entwurf einer relationalen Ontologie entgegen. Demnach steht jedes Sein, vor allem aber das personale, nicht inkommunikabel, sondern in Beziehung zu anderem bzw. anderen. Von da aus ist es möglich, die Realpräsenz als Vergegenwärtigung der Selbsthingabe Christi am Kreuz, „als Sein im Vollzug“ und Existenz für uns zu sehen (202). Die Beschreibung des eucharistischen Geschehens als Transsignifikation erscheint unter diesem Aspekt als der vom zeitgenössischen Denken aus geeignete Weg zur Annäherung an das Mysterium. Damit ist allerdings eine Interpretation gegeben, die tiefgreifende Folgen für die traditionelle Sakramentaltheorie hat, wie etwa die opus-operatum-Lehre oder den Hylemorphismus in der Erklärung der Elemente eines Sakramentes. Auf der anderen Seite eröffnen sich neue Perspektiven für die großen Themen des ökumenischen Gesprächs (Amt, Interkommunion) wie auch vor allem für eine schrift- und traditionsgerechte Pastoral und Frömmigkeit.

Das Werk zeichnet sich durch eine transparente Darstellungsweise und klare Sprache